Nummer 82 Montag, 9. April 1923

Berliner Familien-Zeitung

Der Weckruf

Ein Roman aus dem Sturmjahr 1848 von Friedrich Carl Kellermann

[7. Fortsetzung.] [Nachdruck verboten.]

Sofort begann sich die Menge nach dem Brandenburger Tor zu in Bewegung zu setzen. Es waren etwa dreißigtausend Menschen, die nun bei einbrechender Dunkelheit unter Drohrufen zu den Linden marschierten. Johlend, pfeifend, und singend ergoß sich der Menschenstrom durch den dunkelnden Tiergarten.

Die drei Leute aus dem Pfarrhause konnten nicht mehr beiseite treten, sie fühlten sich von der mächtigen Welle ergriffen und mitgerissen, marschierten bald in gleichem Takt mit den anderen. Die allgemeine Stimmung, das Gefühl der Empörung beherrschte auch sie, auch ihre Herzen schlugen zu jener wilden Flamme empor, die gleichsam über den Häuptern der Menge zu dem abendlichen Himmel hinaufloderte.

Mit einem Male fühlte Rudolf eine Hand sich unter seinen Arm schieben, und als er sich umblickte, begrüßte ihn Fritz von Vilaret.

Der flotte Bursch war ganz trunken vor Begeisterung und freute sich unbändig, so gute Bekannte anzutreffen, wenn er auch alle Menschen seine Brüder nannte. Am liebsten hätte er sie alle umarmt, so selig war er. Sein wiederholter Versuch, die Menge durch das Anstimmen des Schiller-Beethovenschen Gesanges „Freude, schöner Götterfunken —" in sein festlich gehobenes Daseinsgefühl mit hineinzuziehen, mißlang jedoch leider völlig...

Bald war man am Brandenburger Tor angelangt, wo tatsächlich ein starkes Militäraufgebot bereit stand. Doch die Menge achtete der Soldaten kaum. Der gewaltige Menschenstrom schaffte sich freie Bahn und zog singend durch das hohe Tor in die Stadt unter den Linden ein. Hier standen wirklich in der ganzen Länge der Straßenzeile zu beiden Seiten Pikets zum Einschreiten bereit.

Zuerst ereignete sich kein bemerkenswerter Zwischenfall, der Zug bewegte sich in musterhafter Ordnung die breite Straße entlang, und das Militär hatte keinen Anlaß, von der Waffe Gebrauch zu machen. Plötzlich aber veränderte sich das Bild. An verschiedenen Stellen brach Tumult aus, die Pikets rückten vor, und es entstand unter Schreien, Gekreisch, Verwünschungen, Rufen ein unbeschreibliches Durcheinander, das hier und dort zu einer heillosen Flucht ausartete.

Agnes zitterte vor Angst und bat, so rasch als möglich aus dem Gedränge entfernt zu werden. Doch sie hatte unter dem Schutz ihrer drei Ritter nichts zu befürchten; man rettete sich in die Charlottenstraße und führte sie auf ihre inständigen Bitten bald nach Hause. Auf dem Heimwege hatte man noch gesehen, wie in der Niederwallstraße und auch am Eingang der alten Grünstraße mit dem Bau von Barrikaden begonnen wurde. Agnes konnte nicht rasch genug nach Hause kommen.

Man sprach unterwegs erregt über die Vorgänge und tauschte seine Meinungen über die vermutliche Ursache des Tumults aus. Niemand wußte, auf welcher Seite zuerst angegriffen worden war, die plötzliche Bewegung der Pikets hatte alle überrascht. Es war schwer, hierüber ein gerechtes Urteil zu fällen.

Agnes schmiegte sich furchtsam an ihren Verlobten. Um sie nicht weiter zu beunruhigen, lenkte Dr. Wagner das Gespräch auf entferntere Dinge, bis man unversehens vor dem Pfarrgarten angelangt war.

Aufatmend betrat das junge Mädchen ihr still unfriedetes Vaterhaus, und auch Rudolf, der ziemlich schweigsam den Weg zurückgelegt hatte, verabschiedete sich. Dr. Wagner und Fritz v. Vilaret aber eilten wieder in der Richtung nach den Linden zurück, um sich von der weiteren Entwicklung der Dinge zu überzeugen.

VIII.

Am nächsten Vormittag machte Dr. Wagner seinen gewohnten Besuch im Pfarrhause. Er fand eine sehr gedrückte Stimmung vor. Agnes schlich leise mit geröteten Augen und trauriger Miene umher. Rudolf kam mit ganz verstörtem Gesichtsausdruck von seinem Zimmer herunter und der Pastor, der sich eben zu einem Ausgang rüstete, war wortkarg und verschlossen.

Dr. Wagner berichtete lebhaft von den Ereignissen des gestrigen Abends, denn er hatte noch mancherlei erfahren, was in den späten Abend- und Nachtstunden vorgefallen war.

Wer die Schuld an dem Zusammenstoß mit dem Militär trug, war unaufgeklärt geblieben, die Meinungen darüber gingen völlig auseinander. Dr. Wagner glaubte an einen unglücklichen Zufall, an dessen Zustandekommen die eine wie die andere Seite schuldlos war. Festgestellt war angeblich, daß die bewaffnete Macht am 18. März von der Schußwaffe keinen Gebrauch gemacht hatte, obwohl zahlreiche Verletzungen auf seiten des Volkes vorgekommen waren. Diese rührten jedoch lediglich von der blanken Waffe der Pikets her; als schwer verwundet waren ein Sohn des Dichters Rückert und der Stadtverordnete Behrens namhaft gemacht worden. An der Ecke der Oberwall- und Jägerstraße hatte junge Burschen versucht, einen Waffenladen zu plündern, dieses Unternehmen wurde aber von einer Dragonerpatrouille vereitelt und ebenso wurde der begonnene Barrikadenbau von den Soldaten beseitigt. Um Mitternacht bereits war die Ordnung wiederhergestellt und der Abmarsch der Truppen in ihre Quartiere befohlen worden.

Der Pastor hörte diese Nachrichten mit eisigem Schweigen, er betrachtete seinen Schwiegersohn mit finsterer Miene und zeigte wenig Lust, sich in eine Erörterung über die Dinge einzulassen. Doch dann brachte er das Gespräch ganz unvermittelt auf die Broschüre „Das Erwachen", die er inzwischen mit dem größten Mißfallen gelesen, und Dr. Wagner erfuhr, daß der alte Herr gegen dieses Buch am Sonnabend in einer eigens für diesen Zweck einberufenen Volksversammlung sprechen wolle.

Erschrocken riet er von diesem Vorhaben ab, er suchte durch den Hinweis auf die bedrohlichen Zeichen der Zeit den Pastor zu bestimmen, seine Absicht aufzugeben, er setze sich dabei nicht nur der Möglichkeit eines gänzlichen Mißerfolges, sondern auch persönlichen Gefahren aus ...

Doch Pastor Spindler erwiderte mit einem malitiösen Lächeln, daß er alt genug sei, um zu wissen, was er tun und lassen solle und fügte hinzu, es wäre ihm jetzt, nachdem er das Pamphlet kritisch gelesen, ganz unfaßbar, wie es Dr. Wagner habe billigen, die darin ausgesprochenen Grundsätze verteidigen können. Ob er vielleicht den Verfasser kenne und etwa aus persönlichen Motiven sein Urteil beeinflußt sei.

Der junge Arzt blickte seinen Schwiegervater betroffen an. Nein, den Verfasser kenne er nicht, und wenn er aus seiner Ueberzeugung kein Hehl gemacht, so habe er das in dem Bewußtsein getan, in diesem Hause frei und offen sprechen zu dürfen, wie ihm ums Herz sei.

Der Pastor antwortete nicht und ging. —

Als Dr. Wagner mit Rudolf und Agnes allein war, brach das junge Mädchen in Tränen aus. Der Vater hatte Andeutungen gemacht, erklärte sie, daß ihr Verlobter dem zersetzenden Gift eines verderblichen Zeitgeistes erlegen sei, ihr verboten, Versammlungen, wie die gestrige, wieder zu besuchen, und ihr nahegelegt, ernstlich ihr Herz zu prüfen ... Die gereizte, mürrische Art des Vaters, seine Abneigung Dr. Wagner gegenüber, sei ihr ganz überraschend gekommen, sie glaube, die Schuld an allem trage einzig und allein dieses verwünschte grüne Buch.

Wagner hatte Mühe, sie soweit zu beruhigen, daß ihr Schluchzen aufhörte und sie sich vernünftigen Erwägungen zugänglich zeigte. Die starke, selbstsichere Art des Doktors, sein festes, männliches Wesen flößten ihr von neuem Vertrauen ein. Sie wußte, an diesem Manne hatte sie einen Halt, an seiner Seite fühlte sie sich geborgen. Dr. Gustav Wagner würde ihr immerdar ein Hort und eine feste Burg in allen Nöten sein. An seiner Brust hatte sie Zuflucht gesucht und ihren Frieden wiedergefunden. Nun mochte kommen, was da wolle.

Rudolf ging währenddessen scheu und unruhig umher. Er befand sich in einem solchen Zustand innerer Zerrissenheit, daß er nicht aus noch ein wußte. Er klagte sich der Feigheit, sträflicher Unterlassungen an, verachtete sich und wagte es kaum, den Blick zu erheben; dann wieder beschönigte er seine Schwäche, die ihm bei innigsten Mitleids wert schien, empfand sich tragisch als Hamlet-Natur, auf deren Schultern das Schicksal mehr gelegt, als er zu tragen vermochte, und verfiel in grüblerischen Weltschmerz. Der klaffende Abgrund zwischen der Idee und der harten Realität der Dinge tat sich ihm auf.

Sein seltsames Benehmen war dem Schwager, der jetzt zu sehr mit sich selbst beschäftigt war, noch nicht aufgefallen, und auch Agnes hatte viel zu viel an der eigenen Not zu tragen, als daß sie den rechten, klaren Blick für den verdächtigen Zustand ihres Bruders hätte gewinnen können. Der Pastor aber war durch die auf ihn einstürmenden Ereignisse so gänzlich aus seiner gewohnten Bahn ruhiger Betrachtung gerissen worden, hatte so sehr den Maßstab kühler Beurteilung der Verhältnisse verloren, daß er vorerst gar nicht daran dachte, dem Gemütszustand seines Sohnes kritisch auf den Grund zu gehen. Er behandelte Rudolfs gestriges Geständnis ganz losgelöst von den übrigen aufwühlenden Fragen, die ihn jetzt beschäftigten, und es kam ihm nicht in den Sinn, zwischen alledem einen Zusammenhang zu vermuten. Das gedrückte Wesen des Sohnes schrieb er allein der notwendigen Entscheidung zu, vor die sich Rudolf durch seinen folgenschweren Entschluß wegen der Berufswahl gestellt sah.

So fand Rudolf sich ohne irgendwelche Eingriffe seitens seiner nächsten Angehörigen auf sich selbst verwiesen. Gleich einem unglückseligen Atlas trug er die große Welt seiner Schmerzen allein, litt er die grimmen Tantalusqualen um seiner selbst willen, kein Gott würde ihm helfen ...

Als der Schwager gegangen und Agnes längst schon draußen in der Wirtschaft beschäftigt war, saß er noch lange in dumpfem Brüten allein, tausend Möglichkeiten erwägend, wie er sich aus seiner unhaltbaren Lage befreien könne.

Da klopfte es an die Tür, und auf das erschrockene „Herein!" des verstört auffahrenden jungen Mannes, trat eine elegant gekleidete Dame ins Zimmer.

Es war eine große, schlanke, ebenmäßige Erscheinung von stolzer Haltung, ein schönes, voll erblühtes Weib von dreiundzwanzig Jahren. Reiches dunkelblondes Haar, das sich in der großen, mit breiten Bindebändern festgehaltenen Schute eng an Schläfen und Wangen legte, umrahmte ein volles brünettes Gesicht, aus dem unter starken, dunklen Brauen zwei große blaue Augen hervorstrahlten. Unter einer kräftigen Nase stand ein etwas breiter Mund mit vollen roten Lippen.

Sie trug ein maulwurffarbenes Taffetkleid mit drei Reihen von Volants über dem weiten Rock, hatte die langen Fransen des blumiggemusterten Chinaschals, der die üppigen Schultern bedeckte, tändelnd zwischen den Fingern ihrer linken Hand, während sie in der rechten einen rosa Sonnenschirm und über dem Arm ein perlengesticktes Täschchen trug. Die Handschuhe glänzten in silbergrauer Farbe.

(Fortsetzung folgt.)

Kleine Kunstchronik

Von Ernst Collin

Die beiden Jakimows

Der Bildhauer und Maler Igor v. Jakimow und die Malerin Annemarie v. Jakimow-Kruse, die jetzt im „Parthenon" (Kurfürstendamm 231) ausstellen, sind „Kameraden" auf dem Gebiete der bildenden Kunst. Aber ich hoffe, daß ich bei ihnen keine Usakonflikte im Strindbergschen Sinne hervorrufe, wenn ich feststelle, daß die Frau nur das Talent, der Mann aber auch Genie hat. Da Frau v. Jakimow neben ihrem Mann ausstellt, muß sie solche scheidende Wertung hinnehmen. Sie ist eine sehr tüchtige Bildnismalerin, und auch in Landschaftsbildern gelingen ihr starke Töne; hin und wieder blitzt auch etwas auf. Aber der Gesamteindruck ist doch kaum mehr als der eines braven Talents.

Igor v. Jakimow hat das Stürmende, Draufgängerische des beseelten Künstlers in seinen Aquarellen; ist in seinen Bildnisplastiken spröder und von akademischem Einschlag nicht ganz frei. Sein Stärkeres sind die bunten Blätter, Landschaften, oft mit Gestalten untermischt. Man sieht, wie lebendig in ihm nach dem ersten Anschauen das Bild ist, und wie er es mit ekstatischen Strichen „hinwirft". Da ist der flüchtigste Bleistift- oder Pinselstrich unmittelbarstes, erregtes Erlebnis.

Euphorion-Ausstellung

Es ist nicht herauszufinden, weshalb die Euphorion-Kunstausstellung (Fasanenstraße 85) eine so breite Schau des Malers Erik Richter veranstaltet hat. Man hat hier nur den Eklektiker, wie er sich ausgeprägter kaum denken läßt, vor sich. Der aus Oberländer und Schwind Bilder malt, aus Daniner und Hogarth Karikaturen mischt. Vergeblich sieht man sich nach einem einigermaßen echten Ton um. Da ist auch nichts, das die Hoffnung aufkeimen läßt, dieser Maler werde es noch einmal zur zugen Selbständigkeit bringen.

Gewiß ist auch Georg Ehrlich, der Graphiker, manchem Einfluß erlegen. Kokoschka und Meidner sind festzustellen. Aber hier waltet unbedingt ein Ringen um das Schöpferische, und hier ist ein sehr sympathischer Künstler und Könner obendrein, der seinen Weg schon finden wird. Ich möchte bald mehr von ihm sehen.

Der verfluchte Tabak

Zu Anfang der Regierung des Zaren Michael Fedorowitsch (um 1630) erschien ein Buch, das angeblich aus dem Griechischen ins Slawonische übersetzt war, in dem der Tabak verflucht und sein Gebrauch für eine Todsünde erklärt wird. Diesen Grundsätzen gemäß erfolgte auch alsbald ein nachdrückliches Verbot des Patriarchen und ein Ukas des Zaren, sich bei schwerer Strafe des Tabaks jemals zu bedienen. Sein Sohn und Nachfolger Alexei bestätigte dies Verbot. Erst Peter der Große suchte diese abergläubische Vorstellung auszurotten und erlaubte den Engländern, Tabak nach Rußland zu führen. Allmählich wurde es daraufhin auch in Rußland Gewohnheit, Tabak zu rauchen und zu schnupfen. Der Patriarch sah zu seinem Leidwesen das einreißende Verderben und erneuerte das Tabakverbot — aber ohne Erfolg. Ein Kaufmann hatte für 15 000 Rubel den Tabakspacht vom Zaren bekommen, aber der Patriarch fand für gut, den Pächter samt seinem ganzen Hause in den Bann zu tun. Peter wollte das Gesetz seiner Vorgänger weder geradezu aufheben, noch den Patriarchen bloßstellen. Er stellte ihm nur vor, daß er den Genuß des Tabaks in Rußland der Fremden wegen erlaubt habe, und daß ihn zu verbieten, so viel sei, als den Fremden Rußland zu verleiden. Durch derartige Vorstellungen ließ sich der Patriarch endlich herbei, den Bannstrahl von dem Hause des unschuldigen Kaufmanns zurückzunehmen.

—ng.

Münchener Theater

Wagner: „Das Liebesverbot"

Da die Münchener Oper sich endlich auf hier und da gestellte Anfragen, ob sie nicht eines stillen und unbemerkten Todes verschieden sei, zu einem kräftigen Beweis für ihre Noch-Existenz entschließen mußte, andererseits der Zustand progressiver Verblödung der Stadt, die, der Sage nach, einmal eine Stätte der Kunst gewesen sein soll, keineswegs durch den Versuch, einen neuen Musiker etwa aufzuführen gefährdet werden durfte, war die Wahl von Richard Wagners „Liebesverbot" — beinahe eine Uraufführung, da die einzige unglückliche Magdeburger Aufführung von 1836 nicht zählt — sehr geschickt: Wagner ist konfessionell und rassig anerkannt, und das ist die Hauptsache.

Jedoch, jenseits der Erforschung der Gründe, die zur Aufführung führten, ist man ohne Zweifel Robert Heger, auf dessen Konto sie zu buchen ist, zu Dank verpflichtet. Denn diese zweite Jugendoper ist schon von Richard Wagner, wenn auch nur eine einzige Stelle mit Deutlichkeit an den des „Tannhäuser" gemahnt: bei allen lebhaften Anklängen an Rossini und Meyerbeer, ja, selbst an die Operette spürt man schon, daß hier ein gewaltiger Stürmer zur Eroberung des Tons sich vorbereitete. Heger nahm sich der unausgearbeiteten, zu breiten Partitur mit dem größten Fleiß an und machte sie bühnengerecht, was sie vordem keineswegs war; er leitete auch die Aufführung mit der ruhigen, durchaus nicht temperamentlosen Sicherheit, die diesen vorzüglichen Dirigenten auszeichnet.

Die unbedingten Wagnerianer bezeichnen das „Liebesverbot" nach einem Ausspruch Wagners selbst mit einer gewissen Ablehnung als eine Jugendsünde; tatsächlich ist nur eine persönliche, keine prinzipielle Stellungnahme möglich, diese Oper ist eine Geschmacksangelegenheit: sie ist von einer freundlichen musikalischen Harmlosigkeit, ungeheuer interessant jedoch, zur Verfolgung von Wagners Entwicklung — auch in bezug auf das Theater an sich. Wagner nahm den Stoff aus Shakespeares „Maß für Maß", verkehrte die Handlung ins Anormalische und verlegte sie nach Sizilien, glossierte einen deutschen Narren (was in der Aufführung naturgemäß gemildert wurde), und benahm sich also, ebenso wie in seiner Musik, so undeutsch wie möglich; und seine Selbständigkeit, seine Gewalt der Formung bricht kaum durch.

Während Wirks Regie flau und flach, die Szenen überaus unzulänglich blieben, war die Darstellung fast einwandfrei, Friedrich Brodersen als Statthalter sehr, Nella Merz als Isabella nicht ganz so gut; Hans Depser als Lucio etwas unrein, ausgezeichnet Hermine Bosetti als Dorella. Der Chor, an den hier große Anforderungen gestellt werden, löste seine Aufgabe durchaus, so daß mehr oder minder, das Ereignis als ein freudiges betrachtet werden kann, und man vergnügt feststellt, daß die Oper in München doch noch lebt. Der Erfolg war berechtigt und selbstverständlich.

Frank Wedekind: „Die Kaiserin von Neufundland"

Einen Mann des Theaters gibt es noch in München, der nicht nur die Liebe, sondern auch den Mut zu seiner Sache hat: Vielleicht ist es die unverwüstliche Frische des Rheinländers Otto Falkenberg, die allen Hindernissen und Widerständen zu Trotz sich die Unbekümmertheit erhält, gegen den Höher und höher sich aufrichtenden Wald von Verhetzung und Verdummung anzulaufen — und die Sorge, daß die einzige und letzte Stätte des lebendigen Theaters, die Münchener Kammerspiele, auch einmal fallen wird, müßte mehr Menschen in Deutschland erfüllen, als die wenigen schon zählbaren Verständigen in München ...

Also brachte der tatendurstige Falkenberg diesmal Wedekinds göttliche Pantomime „Die Kaiserin von Neufundland" zur Welt, die bisher im Dunkeln des (bei Georg Müller erschienenen) Buches ruhte, und er machte sie so lebendig, daß zu der dichterischen Unvergänglichkeit die theatralische kommt. Denn, vorweg gesagt, es war alles von einem berauschenden, glückhaften Gelingen; von einer Einheit der Darstellung und Regie, die das Tiefste absoluter Kunst erfaßt hat; und man muß sich darauf beschränken, Blandine Ebinger, geschmeidig, bewegt, tragisch ins Letzte, zu nennen, da man doch nicht jedermann aufzählen und nur einen Namen zu unterlassen maßlose Ungerechtigkeit wäre. Vielleicht hätten die Bühnenbilder, besonders das des dritten Aktes, von einer exakteren Kraßheit sein dürfen.

Diese „Kaiserin von Neufundland" ist ein Extrakt aus Wedekind, und konnte so schon vom Dichter nicht anders als pantomimisch ausgedrückt werden; umfaßt im spielerischen Rahmen, alle Register von Gier und Leidenschaft, und ist keineswegs so harmlos, wie es der Unaufmerksamkeit fürs erste erscheint; ein so typischer Wedekind, in dem der Moralist restlos zum Theater geworden ist, daß diese Pantomime der Schlüssel zur Erschütterung ist, die Wedekind immer bedeutet.

Jo Lherman.

Verantwortliche Redakteure: für Politik, Feuilleton und die Beilagen: Karl Vetter-Berlin-Neukölln; für Groß-Berlin und den übrigen Teil des Mittes: Heinrich Heppenheimer, Berlin; für den Inseratenteil: Paul Gräh-Berlin-Lichterfelde. Für unverlangt eingesandte Manuskripte übern. die Redaktion keine Verantwortung.

Druck und Verlag: Rudolf Mosse, Berlin.